

Literatur-Rundschau

Andreas Püttmann: Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands. Asslar: Gerth Medien 2010, 288 Seiten, 17,95 Euro.

Das Verhältnis der Deutschen zum Christentum krankt. Der Anteil der Mitglieder der katholischen und protestantischen Kirche sank von 1970 bis 2010 von 93 auf 63 Prozent. Der Anteil der regelmäßigen Gottesdienstbesucher liegt noch weit darunter: Nur drei bis vier Prozent der Protestanten und etwa zwölf Prozent der Katholiken kommen ihrer Sonntagspflicht nach. In einer Zeit, in der es den Deutschen vergleichsweise gut geht, ist Glaube offenbar nicht mehr gefragt. Der Politikwissenschaftler und Publizist Andreas Püttmann beobachtet in der Bundesrepublik eine fortschreitende Entchristlichung, deren Risiken und Nebenwirkungen er in seinem Sachbuch „Gesellschaft ohne Gott“ so drastisch wie nachvollziehbar darlegt.

Analytisch in der Herangehensweise schildert der Autor anhand dem Motiv der Krankheit die aktuelle Lage, erklärt, wie es dazu kommen konnte und schließlich das definitiv besondere: Er verharrt nicht bei der Problemanalyse, bei der verzweifeln, leicht auch vorwurfsvoll klingenden Position. Stattdessen zeigt er auf, was zu tun ist, damit

sich etwas ändert an seiner düsteren Prognose.

Zunächst jedoch wartet Püttmann in der „Anamnese“ mit unzähligen Fakten auf. Umfrage reiht sich an Umfrage, Zitat an Zitat. Eine Fleißarbeit, die den Leser allerdings schnell den Überblick und damit die Leselust verlieren lassen kann. Bisweilen vergisst der Autor, nicht nur zu sammeln, sondern auch zu gewichten. Stark jedoch ist die Sammlung dort, wo Püttmann Informationen herausstellt, die im Medientenor bislang untergingen. Von vermeintlich positiven Impulsen, wie dem Weltjugendtag in Deutschland, lässt sich der Autor nicht beirren und fällt die Diagnose: Die christlichen Kirchen in Deutschland sind schwer krank.

Im Kapitel zur „Multiplen Symptomatik“ belegt er die These mit einigen aussagekräftigen Beispielen. Sprachwitz und Wortgewandtheit des Autors kommen dabei voll zur Geltung. Püttmann spürt in der Bundesrepublik eine „Christophobie“ (S.67). Der „aggressive Säkularismus“ (S.70) zeige sich schonungslos in der Empörungskultur von Politik und Journalismus, als Beispiel verweist er unter anderem auf die in den Medien verzerrt dargestellten Äußerungen des Papstes zum Kondom 2009. Von der Kirche wird Toleranz gefordert, doch am größten sei die Intoleranz der Kirche ge-

genüber. Dem Missbrauchsskandal widmet Püttmann ein eigenes Unterkapitel und auch hier zeigt sich der Autor realistisch: Er erkennt die Fehler im System Kirche, kritisiert aber auch den Umgang der Öffentlichkeit damit – freilich niemals, ohne seine Aussagen hinreichend mit Argumenten zu unterfüttern.

Was aber wäre so schlimm an einer Gesellschaft ohne Gott? Püttmann zeigt in seiner „Prognose“, dass mehr auf dem Spiel steht als nur der geistig-spirituelle Reichtum der Gesellschaft. Auch für das wirtschaftliche, das politische, das soziale und damit das gesamtgesellschaftliche Wohlergehen ist der christliche Glaube unabdingbar. Alleine steht Püttmann mit dieser Erkenntnis nicht da. So bekannte Gregor Gysi: „Auch als Nichtgläubiger fürchte ich eine gottlose Gesellschaft“ (S. 12). Indem er den linken Politiker zitiert, illustriert der Autor eindrucksvoll, dass seine Meinung nicht die eines religiösen Fundamentalisten ist, sondern die eines Realisten. Püttmann richtet nun den Blick auf die Errungenschaften des Christentums: „Eine Gesellschaft ohne Gott würde die Kostbarkeit des menschlichen Lebens, allen verfügbaren Indizien nach, weniger schätzen und liefe Gefahr, eine ‚Kultur des Todes‘ zu entwickeln“ (S. 140). Über die ethische Bereicherung hinaus tragen die christlichen Kirchen zur normativen Erziehung, zu Rechtstreue und Moralität bei. Zudem belegt Püttmann einen Zusammenhang zwischen ökonomischem Erfolg und Religion.

Die Schuld an der Krise weist der Autor nicht nur der kirchenfernen Gesellschaft zu, sondern auch den beiden großen Kirchen, die immer häufiger zur Selbstzerfleischung tendieren. Die Entchristlichung der

Gesellschaft, so Püttmann, zeige sich „am Sinken eines geistlichen Grundwasserpegels“ (S. 135) in den christlichen Gemeinden. Für seinen „Therapievorschlagn“ orientiert er sich daher am Schuldbekennnis der Evangelischen Kirche von 1945 und fordert von den Christen, mutiger zu bekennen, treuer zu beten, fröhlicher zu glauben und brennender zu lieben.

Püttmann kritisiert die Angst der Minorität und überwindet sie dabei selbst: „Pluralität von Sinn- und Wertüberzeugungen entsteht nicht durch eine Addition weltanschaulicher Nullen, die schon selbst ihre Geltung relativieren, sondern durch die legitime Konkurrenz durchaus exklusiv definierter, klar erkennbarer Hausnummern“ (S. 80).

Püttmanns Buch ist ein Weckruf. Der Autor will auf die tragende Rolle des christlichen Glaubens für die Gesellschaft auch jenseits der Kirchenmauern aufmerksam machen und wird dabei zum Anwalt. Doch seiner Glaubwürdigkeit tut dies keinen Abbruch. Ja, Püttmann hat bisweilen eine spitze Zunge, aber er wirkt dabei wohltuend ehrlich. In Nebensätzen beweist der promovierte Politikwissenschaftler, dass er mehr Bibelverständnis hat als viele der vermeintlich so reflektierten Kritiker der Amtskirche. Jedoch: Gefühlsmäßig hebt Püttmann den moralischen Zeigefinger das ein oder andere Mal zu oft. Für „liberale“ Christen sind Püttmanns Gedanken harter Stoff. Der Autor steht – wie die Kirche auch so oft – felsenfest auf seinem Standpunkt. Dieses Buch ist nichts für „naja, tendenziell eher“-Leute. „Gesellschaft ohne Gott“ ist ein flammendes Plädoyer, geschrieben mit eben jener Passion, die der Autor von seinen Mitchristen einfordert.

Petra Hemmelmann, Eichstätt

Giuseppe Costa (Hg.): *Editoria, Media e Religione*. Città del Vaticano: Libreria Editrice Vaticana 2009, 376 Seiten, 16,00 Euro.

In einem Beitrag zu dem von Giuseppe Costa im Vatikan Verlag herausgegebenen Sammelwerk beschäftigt sich der Essayist und Journalist Angelo Paoluzzi auf 21 Seiten mit der katholischen Presse in der Welt („Stampa e Giornali Cattolici nel Mondo“). Ein anspruchsvolles Vorhaben. Er erinnert an die großen Zeiten der katholischen Presse während des Zweiten Vatikanischen Konzils; er nennt unvergessliche Namen wie Henri Fesquet (*Le Monde*) und Antoine Wenger (*La Croix*). Aber der Blick auf das Heute zeige, dass die gedruckte Presse ihr Monopol verloren hat. Mit dem Siegeszug der neuen Medien – insbesondere des Internets – befinde sich die Presse gleichsam in freiem Fall. Allerdings sieht Paoluzzi leichte Zeichen der Erholung, wozu er z. B. die kostenlosen Blätter rechnet, die Interesse bei Lesern fänden. Freilich hat er dabei nicht die kirchlichen Blätter im Auge. Für den Bereich der katholischen Presse in der Welt nennt er die Zahl von zwei Millionen. Bei den statistischen Angaben greift er jedoch auf Umfragen zurück, die – um es vorsichtig zu formulieren – schon einige Zeit zurückliegen, so etwa auf eine Erhebung des Päpstlichen Medienrates unter fast allen Diözesen der Welt aus dem Jahre 1977.

Immerhin gelingt es Paoluzzi, einige allgemeine Charakteristika, insbesondere der katholischen Journalisten, herauszuarbeiten, die mehr oder weniger überall gelten. So sei es für katholische Journalisten schwer, als gleichwertiger Partner der säkularen Presse wahr-

genommen zu werden. Dem stehe schon das Gewicht der weltweit verfügbaren Informationsquellen gegenüber. Von den rund 300 Presseagenturen in der Welt werden 90 Prozent von den wirtschaftlich starken Ländern kontrolliert; vier von diesen verbreiten 80 Prozent aller Nachrichten (AP, UPI, Reuters und France Press). Die ideologische Basis dieser Nachrichtensammler und -verbreiter sei eine laizistische und relativistische Sicht auf die Gesellschaft. Das christliche Wertesystem spiele auf dem Markt der Kommunikation nur eine untergeordnete Rolle. Außerdem seien Christen in manchen Ländern sowieso durch Armut und Analphabetismus benachteiligt.

Die säkulare Presse nehme zwar Menschenrechtsverletzungen zur Kenntnis, z. B. wenn Missionare ermordet wurden, sei aber an wichtigen ethischen Fragen wie Abtreibung, Scheidung, Homosexualität, Stammzellenforschung, Euthanasie kaum interessiert. Gerade auf diesen Feldern mangle es der konfessionellen Presse an „Maß“, man greife zu „klerikaler Wut“ statt zu legitimer Polemik.

Katholischen Journalisten fehle es an einer „Basiskultur“, sie verwischten die Ebene des Heiligen und des Profanen und hätten Probleme mit der „Autonomie des Zeitlichen“. Auf der anderen Seite kommen in der konfessionellen Presse viele Themen zur Sprache, die in der laizistischen Presse kaum ein Echo finden, wie der Waffenhandel, die Todesstrafe, die Solidarität mit den Zukurzgekommenen, die Flüchtlingsprobleme, die Rechte von Minderheiten. Für die konfessionelle Presse sei es prinzipiell schwer, in diesem Gesamtkonzert zu bestehen. Denn neben den konzeptionellen stehen materielle Schwierigkeiten.

Abgesehen von der schwindenden Leserzahl fehlt es an Einnahmen aus dem Anzeigengeschäft. Er meint, dass dies damit zusammenhänge, dass die kirchliche Presse im ständigen Clinch mit der verbreiteten Verschwendungs- und Konsumsucht der Gesellschaft liege. Freilich erwähnt Paoluzzi auch die technischen Mängel im Layout, der Bildauswahl etc. Dennoch sei es Pflicht des katholischen Journalisten, dem Magisterium der Kirche zu folgen. Dazu gehöre u. a. die korrekte Interpretation der päpstlichen Enzykliken. Die amerikanische katholische Presse z. B. habe zwar die Kritik am Kommunismus hervorgehoben, wie sie in den Enzykliken „Sollicitudo rei socialis“ und „Centesimus annus“ von Papst Johannes Paul II. formuliert wurde, habe aber die ebenso scharfe Kritik am Konsumismus und Kapitalismus unterschlagen.

Somit bleibt als Schluss: eine gutgemeinte, aber unzureichende Darstellung der „Stampa Cattolica“ in der Welt, die zudem die notwendigen Perspektiven für Gegenwart und Zukunft der konfessionellen Presse schuldig bleibt.

Hans Peter Gohla, Aachen

Thomas Zeilinger: Netz.Macht.Kirche. Möglichkeiten institutioneller Kommunikation des Glaubens im Internet. Erlangen: Verlag Christliche Publizistik 2011 (= Studien zur christlichen Publizistik, Band XX), 371 Seiten, 25,00 Euro.

Zwischen 2002 und 2005 arbeitete Thomas Zeilinger beim Internetprojekt „Vernetzte Kirche“ der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (EKLB) und begleitete es zugleich wissenschaftlich als „teilnehmen-

der Beobachter“. Die Analyse dieses Projektes bildet den Kern und Ausgangspunkt des nun erschienenen Buches, das zugleich die Habilitationsschrift des Verfassers ist.

Die Arbeit, so der Autor, „sichtet das Spannungsfeld zwischen medialer Revolution und institutioneller Kommunikation“ (S.11). In seinem einleitenden ersten Teil über die „Bedingungen institutioneller Kommunikation“ im Internet ordnet er dabei die Dynamik des neuen Mediums unter anderem in den „Horizont der biblischen Rede von Mächten und Gewalten“ ein, um „den Bann, unter dem wir stehen, aber auch die neuen kommunikativen Möglichkeiten“ (S.92) theologisch zu bewerten. Daran zeigt sich, dass er sich dem Medium nicht nur kommunikationstheoretisch, historisch und soziologisch, sondern auch ekklesiologisch nähert. Dieser „mehrspektivische Zugang“ zum Internet zieht sich durch das ganze Werk und erschließt nicht nur dem protestantischen Leser bemerkenswerte Zusammenhänge.

Im zweiten Teil, in dem der Verfasser die „Kirchliche Kommunikation des Glaubens im Netz“ analysiert, beschreibt er zum einen ausführlich das oben genannte Internetprojekt der EKLB. Zum anderen reflektiert er in diesem Teil den (kirchlichen) Kommunikationsbegriff. Er wendet sich unter anderem dagegen, das Internet in einer rein instrumentellen Perspektive nur als Übertragungsmedium für „medienunabhängig feststehende Botschaft“ zu sehen – ein oft zu beobachtendes Verständnis, das er gleichermaßen auf protestantischer wie katholischer Seite beklagt. Medialität, so postuliert er, sei aber vielmehr ein „Konstitutivum des Glaubens“ – nicht ohne auf den Primat „personaler Medien“,

also der face-to-face-Kommunikation hinzuweisen. Er schließt mit einem Katalog möglicher konkreter Beiträge des Internets zum „Kirche-Sein der Kirche“.

Der dritte Teil beschäftigt sich mit dem „kirchlichen Beitrag zur ethischen Bildung im Netz“ im Kontext der Vermittlung von Medienkompetenz. Nach einem erneut interdisziplinären Blick auf verschiedene Aspekte dieses Themas kommt der Verfasser zur Forderung nach individueller Medienkompetenz als „Schlüsselstelle auch des theologischen Beitrages zur medienethischen Bildung“. Auch der dritte Teil schließt mit Praxisbeispielen, nämlich solchen aus der kirchlichen Bildungsarbeit.

In der Gesamtschau beeindruckt das Buch durch seine breite, interdisziplinäre Herangehensweise. Interessante Exkurse beschäftigen sich zum Beispiel mit der nordamerikanischen Internet-Spiritualität oder dem Wesen netzbasierter Gemeinschaften. Obwohl deutlich als Arbeit aus der und für die evangelische Kirche zu erkennen, zeigt der Verfasser keine Berührungsängste mit der katholischen Beschäftigung mit dem Thema Internet und kann daher als im besten Sinne ökumenisch gelesen werden.

Dem Ursprung der Untersuchung aus dem oben genannten Internetprojekt ist es wohl geschuldet, dass das „Social Web“ explizit zwar noch nicht Thema ist, implizit aber durchaus mitgedacht werden kann. Durch seinen interdisziplinären Ansatz kann es deshalb als gute Grundlage für die kirchlich-institutionelle Arbeit mit dem Internet dienen – freilich immer vor dem Hintergrund der konfessionellen Unterschiede in der Ekklesiologie.

Michael Hertl, Frankfurt am Main

Hans Maier: Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931 ff. München: Verlag C. H. Beck 2011, 420 Seiten, 24,95 Euro.

Bei bestimmten Textsorten, insbesondere bei Autobiographien, ist es sinnvoll, mit der Lektüre hinten zu beginnen. Dort steht dann meistens ein Personenregister, das erste Aufschlüsse über den Inhalt vermittelt. In den Erinnerungen von Hans Maier finden sich unter den rund 1200 Namen besonders viele Einträge zu Konrad Adenauer, Arnold Bergstraesser, Alfons Goppel, Romano Guardini, Ludwig Huber, Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI., Otto B. Roegele, Franz Josef Strauß und Eric Voegelin. Damit ist schon das magische Viereck dieses Lebens angedeutet: Politik, Wissenschaft, Kirche und Kultur.

Der Autor hält sich weitgehend an die Chronologie. Am Anfang steht die Kinder- und Jugendzeit. Maier, der am 18. Juni 1931 im badischen Freiburg geboren wurde, schildert anschaulich das bäuerliche und kleinbürgerliche Milieu seiner Herkunftsfamilie.

Die Zeitgeschichte wird nicht ausgeblendet (1938 Niederbrennen der Synagoge, 1944 britischer Luftangriff auf Freiburg), aber im Zentrum steht der eigene Lebenslauf mit den Stationen Schule, Jungvolk und Pfarrjugend. Der Autor, fest verwurzelt im katholischen Milieu, lernt früh Orgel spielen, und schon während der Schulzeit schreibt er für Zeitungen und Zeitschriften.

Der Student der Fächer Geschichte, Deutsch und Französisch mit dem Berufsziel Lehramt hat das Glück, an der Universität Freiburg und später in München und Paris auf markante Professorenpersönlichkeiten zu treffen. Entscheidend für den späteren Lebensweg ist vor

allem die Begegnung mit Arnold Bergstraesser, der 1954 den neuen Lehrstuhl für „Wissenschaftliche Politik“ in Freiburg übernommen hatte, und bei dem er drei Jahre später promoviert. „Revolution und Kirche“ – die Buchfassung der Dissertation erscheint in sechs Auflagen und wird in mehrere Sprachen übersetzt.

Damit hat Hans Maier sein erstes Lebensthema gefunden. Ein Forschungsstipendium der DFG erlaubt die zügige Fertigstellung der Habilitationsschrift über „Die Entstehung der älteren deutschen Staats- und Verwaltungslehre (Polizeiwissenschaft)“. Damit ist das zweite Lebensthema gefunden. 1962 war ein Umbruchsjahr für den jungen Privatdozenten: Heirat, erste Rufe, dann Entscheidung für eine Professur in München.

Den Münchner Jahren ist mehr als die Hälfte des Buches gewidmet. Der Start als Kollege des schroffen Politik-Ontologen Eric Voegelin war für den Bergstraesser-Schüler, der sich vor allem für die politische Bildung engagierte, nicht einfach. Auch die Folgezeit hielt manche Herausforderungen bereit. Da war einmal das Konzil, das der überzeugte Katholik als positiven Aufbruch erlebte. Die Studentenrevolte von 1968 dagegen wird auch im Rückblick eher als Irrweg gesehen. Als Mitbegründer des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“ hatte er schon damals Flagge gezeigt.

Bildung als Mittel zur Emanzipation und zum sozialen Aufstieg – schon sein eigener Lebensweg prädestinierte den „homo politicus“ für ein wichtiges Amt, in dem er seine Überzeugungen auch umsetzen konnte. 1970 holte Alfons Goppel, der langjährige bayerische Ministerpräsident, den – damals

noch – parteilosen Seiteneinsteiger als Kultusminister in sein Kabinett. Maier blieb es 16 Jahre lang – länger als alle Kultusminister vor ihm und auch danach. Als Franz Josef Strauß, mit dem ihn ein spannungsreiches Verhältnis verband, nach der Landtagswahl 1986 das Kultusministerium in die Bereiche Schule und Wissenschaft aufteilte, schied Maier aus dem Kabinett aus. Seine Begründung: „Ich sollte politisch einen Kopf kürzer gemacht werden“ (S.299). Er wollte, obwohl inzwischen CSU-Mitglied und gewählter Landtagsabgeordneter, kein „Parteisoldat“ sein.

Hans Maier kehrte nach dem Ausscheiden aus Kabinett und Landtag wieder an die Universität zurück, und zwar – als Nachfolger von Eugen Biser – auf den Münchner Guardini-Lehrstuhl für Religions- und Kulturtheorie. Als Ertrag dieser Lebensphase liegen diverse Buchveröffentlichungen vor: über die christliche Zeitrechnung, die modernen Gewaltregime und die ältere deutsche Staatsrechtlehre.

Aufschlussreich auch die Passagen über das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, dem Maier von 1976 bis 1988 vorstand. Er bezeichnet diese Institution als „getreues Abbild der pluralistischen Gesellschaft“ innerhalb der Kirche (S.264) und beschreibt ungeschminkt die nachkonziliaren Konflikte mit der Hierarchie.

Der letzte Teil des Erinnerungsbandes ist systematisch gegliedert. Er enthält u.a. Schilderungen über die ökumenische Bewegung und die vatikanische Kirchenpolitik, über seine vielen Begegnungen mit Schriftstellern und über sein Leben als Organist. Als feinfühligem Beobachter schildert Maier Ereignisse und Personen, wobei er der Gefahr

des „name dropping“ allerdings nicht immer entgeht. Seit Schülertagen hat er in Zeitungen und Zeitschriften, im Rundfunk und Buchverlagen regelmäßig publiziert. Als langjähriger Mitherausgeber des „Rheinischen Merkurs“ kennt er die problematische Situation der kirchlichen Medien. Dieses Thema bleibt allerdings ausgeblendet.

„Böse Jahre, gute Jahre“ – diese Autobiographie, vorgelegt zum 80. Geburtstag, liefert mehr als der Titel verspricht. Umso verstörender die Nachricht, dass der Regensburger Bischof dem Autor untersagt hat, seine Erinnerungen in kirchlichen Räumen vorzustellen. Ein gelungenener Auftakt zur sogenannten Dialog-Initiative?

Walter Hömberg, München

Anke Fiedler/Michael Meyen (Hg.): Fiktionen für das Volk: DDR-Zeitungen als PR-Instrument. Fallstudien zu den Zentralorganen Neues Deutschland, Junge Welt, Neue Zeit und Der Morgen. Münster: Lit Verlag 2011 (= Reihe Kommunikationsgeschichte, Band 30), 334 Seiten, 34,90 Euro.

Lohnt es sich, DDR-Zeitungen zu untersuchen? Das fragen Anke Fiedler und Michael Meyen; beide sind am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München tätig. Sie sind Herausgeber einer Sammlung von Fallstudien mit dem Titel „Fiktionen für das Volk: DDR-Zeitungen als PR-Instrument“. Gegenstände der Studien sind die Zentralorgane der SED „Neues Deutschland“, der Jugendorganisation FDJ „Junge Welt“, der Ost-CDU „Neue Zeit“ und der Ost-LDPD „Der Morgen“. Der Untersuchungszeitraum umfasst die Zeit von 1950 bis 1989.

Die Autoren setzen sich mit dem weit verbreiteten Eindruck auseinander, die gesamte Presse der DDR habe lediglich der Propaganda und Agitation gedient und sei, durch Sprachregelungen im Detail gelenkt, formal wie inhaltlich gleichförmig und daher langweilig gewesen. Demgegenüber stellen die Herausgeber in einer Zusammenfassung fest, die vier Zeitungen hätten, gewissermaßen stellvertretend für die gesamte DDR-Presse, „Uniformität mit Profil“ gezeigt.

In welchem Verhältnis stand das Profil zur Uniformität? Die zentrale Lenkung der Presse funktionierte bis zum Schluss. An der Spitze stand das Generalsekretariat der SED mit dem Generalsekretär, der direkt in das Mediengeschehen eingreifen konnte, und mit seinem Agitationsapparat. Die Tageszeitungen erhielten täglich aktuelle Anweisungen zu Inhalt und Gestaltung. Die Chefredakteure der SED-Zeitungen wurden einmal in der Woche zusammengerufen und von der Agitationsabteilung gebrieft. Die dort ausgegebenen Anweisungen wurden den Zeitungen der Blockparteien durch das staatliche Presseamt übermittelt, das auch die Umsetzung prüfte. Das „Neue Deutschland“ gab allen anderen Zeitungen die aktuelle politische Lesart vor.

Das Profil des „Neuen Deutschland“ stand damit fest. Es war das politische Leitmedium, im Inland wie im Ausland gelesen, um die aktuelle Position der DDR zu erfahren. Das Blatt führte die Parteianweisungen bis auf Punkt und Komma genauestens aus. Wieso man dazu die besten Journalisten der DDR brauchte, als die der ehemalige Chefredakteur Günter Schabowski seine Mitarbeiter bezeichnet, ist unerfindlich.

Gewiss: auch die Tonlage bestimmt das Profil. Und die änderte sich beim „Neuen Deutschland“, von den schärfsten Attacken auf die Bundesrepublik in den frühen Jahren bis zu Freundlichkeiten zur Zeit des Honecker-Besuchs in Bonn, von der unverbrüchlichen Loyalität zur Sowjetunion bis zur Kritik an Gorbatschows Perestroika. Aber die Aufgabe blieb uniform die gleiche: die Interessen der DDR bekanntzumachen und zu vermitteln.

Die Blockparteien der DDR, die sämtlich auf den Sozialismus und die Führungsrolle der SED eingeschworen waren, hatten den Auftrag, bestimmte Zielgruppen an die offizielle Politik heranzuführen. Die angebliche Eigenständigkeit, die ihren Zeitungen Profil geben sollte, bestand in stark eingeschränkten Möglichkeiten, die Interessen ihrer Klientel zu berücksichtigen: Kirchliches und „Bürgerliches“ bei der „Neuen Zeit“, mehr Kulturinformation, z. B. über aufmüpfige Theaterstücke beim „Morgen“, ein bisschen weniger Sozialismus bei beiden.

Die „Junge Welt“ gewann ihr Profil, das ihr große Beliebtheit und eine höhere Auflage als das „Neue Deutschland“ verschaffte, durch eine lebendige und reichhaltige Sportberichterstattung, die auch westlichen Sportlern gerecht wurde. Zum Ausgleich war das Blatt gelegentlich politisch aggressiver gegenüber dem Westen als das SED-Zentralorgan.

Dienten die beschriebenen Profile einer politischen Public-Relations-Aufgabe? Public Relations werden für die Zwecke der Untersuchung definiert als „Differenzmanagement zwischen Fakt und Fiktion“ mit den PR-Fachleuten als professionellen Konstrukteuren fiktionaler Wirklichkeiten. PR schön,

um zu werben. Doch Werbung setzt Konkurrenz voraus. Zwischen den DDR-Zeitungen konnte keine politische Konkurrenz bestehen. Aber alle DDR-Medien waren der Konkurrenz durch das westdeutsche Fernsehen ausgesetzt, dem die DDR-Bürger die Glaubwürdigkeit zusprachen, die sie ihren eigenen Medien aberkannten, weil die von diesen angebotenen Fiktionen durch praktische Lebenserfahrungen in der DDR widerlegt wurden. Daran sind die DDR-Medien sowohl als Propaganda- wie als PR-Instrumente gescheitert. Profile konnten nichts ändern.

Dietrich Schwarzkopf, Starnberg

Frank Bösch/Lucian Hölscher (Hg.): Kirchen – Medien – Öffentlichkeit. Transformationen kirchlicher Selbst- und Fremddeutungen seit 1945. Göttingen: Wallstein Verlag 2009 (= Geschichte der Religion in der Neuzeit, Band 2), 268 Seiten, 24,00 Euro.

Die in diesem Band versammelten Autoren, zehn an der Zahl, arbeiten nicht nur dort, wo es angezeigt ist, aus den Quellen, sondern sie ziehen, wo sie sich auf Fachliteratur stützen, auch Werke aus dem vorigen Jahrhundert heran, die sich mit „ihrer“ Frage befasst haben. Dabei wird dem Renzensenten und zugleich Mittäter aus jenen Jahren der Haupt-Vorzug des neuen Buches deutlich: Die Autoren haben die Fragestellung umgedreht. Fragte man in der Wendezeit z. B. der kirchlichen Presse, also in den 1960er und 1970er Jahren: „Was machen die Kirchen mit den Medien?“ (oder was machen sie beklagenswerter Weise nicht?), so heißt es jetzt: „Was haben die Medien (inzwischen) mit den Kirchen gemacht?“

Das Resultat – ich ziehe hier einen Succus aus den neun Beiträgen – ist verblüffend. Die Medien haben nicht nur Schlechtes mit den Kirchen gemacht. Sie haben, woran niemand mehr zweifelt, eine „Medialisierung des Religiösen“ (Nicolaï Hanning auf S. 63) bewirkt und damit den Kirchen immer neue Vorlagen gegeben. Der „Wandel in der gesellschaftlichen Verortung von Kirche und Religion“ bedeutet aber auch die Eröffnung neuer Chancen, über die Medien – die Autoren meinen ausdrücklich die Massenmedien (vgl. S. 13) – präsent zu sein, in einer Weise, die man sich vor fünfzig Jahren noch gar nicht hatte vorstellen können.

Das kann als angenehm oder als unangenehm erlebt werden, und es muss erlebt und ausgehalten werden. Aber über Mangel an Präsenz via Massenmedien brauchen die Kirchen nicht zu klagen, und durch und durch unfair oder gar kirchenfeindlich geht es dabei auch nicht zu. Vieles wird ausgesprochen, was die kirchlichen Medien nie haben aussprechen dürfen.

Die Autoren rücken verschiedene Gegenstände in den Brennpunkt; nach zwei einleitenden Beiträgen über die Kirchen im öffentlichen Diskurs (von den Herausgebern Bösch und Hölscher) bzw. über den Prozess der Medialisierung 1945-1970 (von Nicolai Hannig) folgen Ansätze bei den sich ändernden visuellen Deutungen des Geistlichen (Benjamin Städter), der Filmzensur und

was aus ihr geworden ist (Jürgen Kniep), der Veränderung religiöser Vorstellungen im Spielfilm der sechziger Jahre (Reinhold Zwick) und dem Stil der katholischen und evangelischen Akademien (Thomas Mittmann, Susanne Böhm).

Ein Beitrag fällt aus der Reihe. Sven-Daniel Gettys schreibt über „theologische Kontroversen um Gestalt und Zukunft der Kirche“ im Anschluss an das Vaticanum II. Austragungsort waren auf katholischer Seite die Zeitschriften „Concilium. Internationale Zeitschrift für Theologie“ (gegr. 1965) bzw. „Internationale katholische Zeitschrift Communio“ (gegr. 1972). Hier lautet die Frage so, wie wir früher gefragt haben: Was macht die Kirche (in diesem Fall: Was machen bedeutende Theologen) mit den Medien, genauer mit ihren Medien, – die einen eher progressiv im Sinne des Konzils (Concilium), die anderen um eine „authentischere Auslegung des Konzils“ bemüht? Kurz: Küng für Concilium, Ratzinger für Communio.

Lesenswert sind alle Beiträge dieses Sammelbandes über das „dialektische Verhältnis“ zwischen den Medien und den Kirchen. Sie gehen zurück auf eine Bochumer Tagung (2008) der seit 2006 bestehenden DFG-Forschergruppe „Transformation der Religion in der Moderne. Religion und Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“.

Michael Schmolke, Salzburg